



AXEL HACKE

Über die Heiterkeit

in schwierigen Zeiten

und die Frage, wie

wichtig uns der Ernst

des Lebens sein sollte

DUMONT

Axel Hacke

Über die Heiterkeit in schwierigen Zeiten
und die Frage, wie wichtig uns
der Ernst des Lebens sein sollte

Axel Hacke

Über die Heiterkeit in schwierigen Zeiten
und die Frage, wie wichtig uns
der Ernst des Lebens sein sollte

DUMONT



Das bei der Produktion dieses Buches entstandene CO₂ wurde durch die Finanzierung von Klimaschutzprojekten kompensiert:
climate-id.com/17531-2110-1001/de

1. Auflage 2023

© 2023 DuMont Buchverlag, Köln

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Lübbecke Naumann Thoben, Köln

Satz: Angelika Kudella, Köln

Gesetzt aus der Adobe Garamond Pro

Druck und Verarbeitung: CPI books GmbH, Leck

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany

ISBN 978-3-8321-6808-7

www.dumont-buchverlag.de

*Für Ursula
und Anne, Max, Marie, David und Josi*

I

Es ist damals etwas Seltsames passiert.

Ich ging morgens die vier Treppen in mein Büro hinauf, wo ich einen Artikel beginnen wollte, nahm also die erste Treppe, bog ein in die Kurve zur zweiten – da fiel mir plötzlich auf, dass mir etwas nicht mehr einfiel.

Worum es in diesem Artikel gehen sollte nämlich.

Das ist ja Wahnsinn, dachte ich, was ist mit mir los? Schlaganfall, Spontandemenz oder ... Dings ... Alzheimer? Ich murmelte meinen Namen vor mich hin, mein Geburtsdatum, die Liebesspeise meines Vaters, den Kilometerstand meines Autos, den Tabellenstand meines Fußballvereins. Alles da.

Nur ...

Nein.

Ein alter Freund und Kollege hatte einige Wochen zuvor angerufen, mit sehr vertrauter Stimme, in der ich sofort das Freundliche und das Bittende erkannte, das gut Vorbereitete und das Anregende, weiterhin das Nervöse, aber auch das subtil Drängende und deshalb

schwer Abzulehnende dessen, der mich gleich nach einem längeren, von mir noch zu verfassenden Text fragen würde, also: ob ich den schreiben könne.

Wahrscheinlich hätte ich wieder keine Zeit, sagte der Freund, der für eine sehr gute Zeitschrift arbeitet. Vermutlich würde ich es nicht machen. Er kenne mich lange und gut genug, um zu wissen, was in mir jetzt vorgehe: die Angst, mir zusätzliche, kaum zu schaffende Arbeit aufzuhalsen; die Furcht, dem Thema nicht gewachsen zu sein; meine Unfähigkeit, *Nein* zu sagen. Mit der er natürlich, ehrlich gesagt, ein bisschen kalkuliere, als Redakteur. Aber nicht als Freund.

Jedenfalls: Das Thema wolle er mir doch kurz erläutern.

Das tat er.

Und ich hatte zugesagt, schnell und aus einem plötzlichen Gefühl heraus, jenem nämlich, dass dieses Thema mehr mit mir zu tun hatte, als mir im Moment klar war. Und dass ich mich damit unbedingt beschäftigen sollte.

Es war ein Begriff, dachte ich, weiter die Treppe emporsteigend, ein bestimmtes Wort. Aber da, wo sich dieses Wort in meinem Bewusstsein befinden sollte, war einfach ein Loch. Und je länger und angestrongter ich versuchte, dieses Loch zu füllen, je mehr an Anstrengung und Energie ich hineinschaufelte, desto größer wurde es.

Es nahm kraterhafte Ausmaße an, und in mir machte sich die Angst breit, nicht nur dieses Wort sei im Krater verschwunden, sondern nach und nach könnte mein ganzes Leben in diesen Schlund rutschen.

Ich nahm die dritte Treppe und die vierte, schloss mein Büro auf, ging zum Schreibtisch, klappte mein großes Notizbuch auf, in dem ich während der vergangenen Tage meine Gedanken zu dem Thema, das mir nicht mehr einfiel, notiert hatte.

Da lachte mir mein Begriff entgegen. Das Wort. Und wie schön es war!

Heiterkeit.

Ich dachte darüber nach, was mit mir los war. Ich hatte zwei mühsame Jahre hinter mir, Krankheiten und Unglücksfälle in der Familie, zwei Angehörige waren gestorben, ein Familienmitglied bei einem Unfall schwer verletzt worden. Die Pandemie und alle damit verbundenen Probleme. In kürzester Zeit hatte ich zwei Bücher und jede Woche eine Kolumne geschrieben, ein Dreivierteljahr ohne Urlaub und freie Wochenenden gearbeitet. Dann wieder viel unterwegs gewesen. Sorgen gemacht.

Mir schwirrte der Kopf.

Und jetzt sollte dieser Aufsatz kommen, dessen Thema nur oberflächlich betrachtet leicht und schwebend anmutete, in Wahrheit aber ein Grundthema meines

Lebens und meiner Arbeit umfasste, die Lektüre einer Menge philosophischer Werke erforderte – und ...

Der Stress blockiert dein Hirn, dachte ich. Die Angst.

Du solltest es nicht so wichtig nehmen, dachte ich weiter, schraub die Sache nach unten. Es ist nur ein Artikel, und wenn es nicht dein bester wird, auch egal. Das Leben besteht nicht aus den besten Artikeln.

Ich schloss mein Büro ab und machte einen Spaziergang auf dem Alten Südlichen Friedhof. Betrachtete die efeuumrankten, nur selten gut gepflegten, manchmal stark verwitterten, teilweise stark beschädigten Grabsteine all der Professoren und Brauereibesitzerwitwen, der Kolonialwarenhändlertöchter und Kunstmalers, der Kurzschrifterfinder und Oberbergräte, alles Menschen, die ihr Leben im 19. Jahrhundert geführt hatten, als dies der Zentralfriedhof meiner Stadt war.

Ich freute mich, dass es einmal einen bayerischen Regimentskommandeur der Infanterie gab, der tatsächlich Angstwurm hieß, Theodor Ritter von Angstwurm.

Ich setzte mich auf eine Bank und sagte mir, dass alles nicht so wichtig sei, nicht so wichtig, nicht so wichtig. Insbesondere der zu schreibende Text, sagte ich mir, sei nicht so wichtig.

Ich werde mich froh an die Spitze der mir zur Verfügung stehenden Wörter und Gedanken setzen, dachte ich weiter, und sie ins Feld führen wie einst Angstwurm seine Soldaten ins Gefecht ...

Nein, nein, eben nicht!

Ich werde einfach schreiben.

Also ging ich wieder in mein Büro und arbeitete. Es ging plötzlich wieder. Ich schrieb den Artikel. Als er fertig war, arbeitete ich weiter und weiter, denn, wie gesagt, das Thema schien mir wichtig, für mein ganzes eigenes Leben, vielleicht sogar für das Leben vieler anderer und auch für die Zeit, die wir gerade alle zusammen hier verbringen.

Wenn ich das Wort *heiter* höre, denke ich immer zuerst daran, wie gerne ich ein heiterer Mensch wäre, gelassen, entspannt, leicht durch die Tage schwebend. Ich denke an den Neid, den ich empfinde, wenn ich Menschen begegne, die sich so im Leben bewegen.

Zweitens aber fällt mir stets eine Fernsehsendung ein, die in meiner Kindheit überaus beliebt war. Sie hieß *Was bin ich? Ein heiteres Beruferaten*.

Es handelte sich um ein Quiz. Vor einem Rateteam aus vier Leuten erschienen nacheinander drei Menschen, deren Berufe es herauszufinden galt. Die Gäste wurden von Robert Lembke, dem Moderator, begrüßt. Sie schrieben jeweils ihren Namen auf eine Tafel, kreuzten an, ob sie selbstständig oder angestellt waren, setzten sich. Lembke schlug einen Gong, woraufhin kurz der Beruf des jeweiligen Besuchers (sichtbar aber nur fürs Fernsehpublikum) eingeblendet wurde. Das ging

von Friseur über Hausfrau bis zu einer seltsamen Tätigkeit, die, wenn ich mich recht entsinne, *Bananenschnüffler* hieß – ein Mann, der am Geruch den Reifegrad von Bananen erkennen konnte und auch *musste*, denn von seinem Wissen hingen große Bananenlieferungen ab. Es folgte eine für den Beruf typische, aber nicht wirklich verräterische Handbewegung.

Wie oft habe ich überlegt, welche die für meinen Beruf typische Handbewegung sein könnte! Ich bin zum Ergebnis gekommen, dass es jener hoffnungsvolle *Move* sein müsste, mit dem ich beide Hände hinter dem Kopf verschränke, um dann an die Decke zu starren.

Wo sich gelegentlich, wie durch ein Wunder, Gedanken offenbaren.

Oft aber auch nicht.

Lembke fragte die Gäste: *Welches Schweinderl hätten S' denn gern?* Sie suchten sich eines der verfügbaren Sparschweine aus. Und es begann die Fragerunde, meistens mit Sätzen wie: Sind Sie mit der Herstellung oder Verteilung einer Ware beschäftigt? Könnte auch ich zu Ihnen kommen? Könnten Sie diesen Dienst an mir vollbringen?

Lautete die Antwort *Ja*, durfte der Fragende weitermachen, kam ein *Nein*, ging das Fragerecht an den Nächsten weiter. Lembke warf dann klappernd ein Fünf-Mark-Stück ins Schweinderl und klappte ein Nummernschild um, auf dem die Zahl der Neins verzeichnet war. Nach zehn Neins war Schluss – oder eben vorher, wenn der

Beruf erraten war. Dies alles in großer Ruhe und ohne jedes künstliche Drama.

So ging das. Am Schluss setzten die Ratenden Masken auf, die ihre Augen verbanden. Ein Prominenter erschien, es ging beim Raten nun um seinen Namen. Er durfte kein Wort sprechen, denn mancher hätte ihn ja schon an der Stimme erkannt. Er nickte also nur dem Moderator zu. Oder schüttelte eben den Kopf.

In den besten Jahren lag die Einschaltquote bei 75 Prozent.

Es war heiter. Ich komme darauf zurück. Es ist ja dieser Begriff, um den es mir geht und der mich so interessiert.

Ich möchte ein heiterer Mensch sein. Manchmal gelingt mir das. Oft nicht. Es gibt Tage, an denen mir die Dinge leichtfallen und das Leben etwas Schwebendes hat. Es gibt andere Tage. Mit Sicherheit ist ihre Zahl größer. Und sind es nicht in den vergangenen Jahren mehr geworden?

Schade. Ich hätte es gern anders.

Das ist banal. Es geht vermutlich jedem so. Man möchte das Leben nicht als Last empfinden, natürlich nicht. Es ist aber nun mal oft schwer: Freunde werden krank, Angehörige sterben, man hat Geldsorgen und fürchtet sich. Die Pandemie und ihre Begleiterscheinungen haben bei vielen von uns ihre Spuren hinterlassen. Die zunehmende Hitze und Dürre der Sommer unserer

vergangenen Jahre, dann wieder die Starkregenfälle waren furchterregend. Der Krieg.

Was soll nur werden?

Trotzdem möchte ich ein heiterer Mensch sein. *Deswegen ja.*

Was heißt das genau: ein heiterer Mensch? Was bedeutet es für uns alle? Und was für mich? Wie wird man so? Kann man überhaupt etwas dafür tun? Und wenn ja, was? Warum schreibe ich überhaupt *man*?

Was kann *ich* tun?

Wo sind die Hindernisse?

Und was habe ich vielleicht schon längst getan?

Heiterkeit ist mir ja nicht fremd. Ich kenne sie, in vielen Momenten, auch übrigens, was – nebenbei erwähnt – lustig ist, aus meinen eigenen Texten und meiner eigenen Arbeit.

Apropos.

Das Ehepaar K. schreibt mir, es habe 1995 im Standesamt etwas warten müssen, als das Aufgebot bestellt werden sollte. Um sich die Zeit zu vertreiben, hätten sie meine Kolumne im *Süddeutsche Zeitung Magazin* gelesen, die an diesem Tag eine interessante Überschrift trug.

Wir lernen heute: Heiraten.

Sie hätten, schrieben sie, mir das immer schon erzählen wollen, weil es so ein unglaublicher Zufall gewesen sei. Aber nun sei etwas anderes geschehen: Ihre Spülma-

schine sei kaputtgegangen – und worum sei es an exakt diesem Tag in meiner Kolumne gegangen? Genau: um den defekten Spülapparat in *meinem* Haushalt.

Das könne kein Zufall sein. »Zwischen Ihren Kolumnen und unserem Leben ist ein mystischer Faden gespannt.« Das habe sie sehr erheitert.

Leser K. schreibt, er lese den *Brief aus dem Büro*, den ich einmal im Monat kostenlos an Abonnenten verschicke, »fast ausnahmslos mit Heiterkeit und entsprechendem Gewinn«. Leser L. dankt »für Ihre immer wieder aufmunternden Texte«. Frau F. meldet sich mit Dank, »dass Sie so viele Menschen zum Nicken, Schmunzeln, Glucksen oder auch Laut-Loslachen bringen und so das Leben definitiv heiterer und ein bisschen glücklicher machen!«

Und hat nicht nach einer Lesung in Leipzig eine junge Frau erzählt, in der Corona-Zeit habe sie im winzigen Zimmer eines Studentenwohnheims gelebt? Nebenan habe ihre Freundin gewohnt, die eines Tages an Corona erkrankt und nun eingesperrt gewesen sei auf etwa neun Quadratmetern zwischen Tisch, Stuhl, Schrank und Bett. Durch die dünnen Wände habe sie eines Abends die Freundin weinen gehört, es sei kaum zu ertragen gewesen, und so habe sie mein Buch *Ein Bär namens Sonntag* genommen, sich auf dem Flur vors Zimmer der Freundin gesetzt und ihr durch die geschlossene Tür das Buch vorgelesen.

Nach zwei, drei Seiten habe das Weinen aufgehört.

Wie ist es möglich, dass ich seit Jahrzehnten Geschichten schreibe, die andere Menschen erheitern – ohne selbst ein heiterer Mensch zu sein? Wie funktioniert das, was ich da mache?

Das interessiert mich. Natürlich interessiert es mich. Sehr sogar.

Genau betrachtet, ist das ein undeutlicher Begriff, nicht wahr? Heiter.

Seltsam ist, wie das Wort Heiterkeit auf verschiedenste Lebenslagen verwendet worden ist. Hat es aus diesem Grund so an Kraft verloren und ist – mit Bedeutungen überladen – geradezu bedeutungslos geworden?

Heiter kann der Alkoholisierte ebenso sein wie eine südliche Landschaft. Der Witze-Erzähler wird ebenso als heiter durchgehen wie ein Gedicht von Robert Gernhardt oder eine Zeichnung von Sempé. Heiter ist der Clown, heiter die Kunst, heiter ist im Fachterminus der Meteorologen der zu weniger als einem Viertel mit Wolken bedeckte Himmel, heiter scheint der Lachende, heiter ist ein wie auch immer geartetes Gutdraufsein. Als heiter galt, was eine Mitschülerin in mein Poesiealbum schrieb:

*Mach es wie die Sonnenuhr
Zähl die heitren Stunden nur.*

Aber haben wir nicht auch Putin schon in heiterer Verfassung gesehen, den Killer, Massenmörder, den verkniffenen kleinen Spießler, im herzlichen Zusammensein mit Gerhard Schröder? Und ging nicht selbst Görings feistes Grinsen einst als heiter durch, war der Inbegriff einer fetten Leutseligkeit, die im Handumdrehen zu vernichtender Grausamkeit werden kann?

»Fahr hin, jovialer Mordwanst!«, schrieb Thomas Mann nach dessen Suizid. Übrigens gilt Mann als einer der heitersten deutschen Autoren, zu denen man natürlich auch Goethe zählen würde. Schiller sowieso, aus dessen *Wallenstein* schließlich der Satz *Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst* stammt. Auch Kleist, der seinem Leben selbst ein Ende setzte, haben Germanisten einen Autor der Heiterkeit genannt, Nietzsche war es ohnehin. Davon später mehr.

Großes Thema, wer hätte das gedacht?

Fangen wir noch mal klein an, bei mir und bei diesem Wort. Denn wenn man sich so sehr wünscht, ein heiterer Mensch zu sein, dann muss man es zurückholen aus der Beliebigkeit und dem Ungefährten, muss verstehen, was es heißt. Heißen könnte.

Dieses *Beruferten* damals ... Warum nannte man es *heiter*? Warum empfanden wir es auch so?

Es wurde viel gelacht in der Sendung. Die Ratenden begaben sich auf Irrwege, sie hielten den Menschen,

der vor ihnen saß, für etwas, das er nicht war. Und da wir, vor dem Fernseher sitzend, dank der erwähnten Einblendung die Wahrheit kannten, wussten wir um die Irrtümer. Das war an sich schon lustig und wurde noch lustiger durch kuriose, schlaue, witzige Fragestellungen und die Kommentare des Moderators Robert Lembke. Am Ende, als alles aufgeklärt war, wurde über den Beruf des Gastes geplaudert, man sah vielleicht einen Film aus seinem Alltag, lachte viel, und schließlich durfte er das Schweinderl mit heimnehmen.

Das Lachen, das Lustige gehörten zum Heiteren des Abends. Doch das zentrale Zeichen der Sendung war ein anderes. Es hieß: Das hier ist alles nicht so wichtig. Es ist ein kleines, entspanntes Spiel, keine große Show. Niemand wird mit Getöse vorgestellt, nie ist es laut in der entspannten Runde im unspektakulär eingerichteten Studio, in dem Lembkes Foxterrier *Struppi* (nach dessen Tod Nachfolger *Jacky*) das Geld bewacht, das es zu gewinnen gilt. Es geht nicht um Millionen, nur um maximal zehn Fünf-Mark-Stücke. Es geht um ganz normale Menschen und ihre manchmal überaus interessante Arbeit. Niemand *will* wirklich etwas: Das Publikum soll nicht zu brüllendem Lachen gebracht werden. Die Ratenden müssen auch nicht unbedingt erfolgreich sein, im Gegenteil: Wenn sie es nicht sind, ist es viel schöner.

Es geht um Freundlichkeit, Wohlwollen, um tatsäch-

liches Interesse an der Arbeit von Leuten, die sonst nie im Fernsehen sind.

Es geht um Lächeln, Leichtigkeit, Nonchalance.

Um Heiterkeit.